

SWR2 Wissen: Aula

## **Europas fantastische Held\*innen – Eine literarische Spurensuche**

Von Jürgen Wertheimer

Sendung vom: Montag, 18. April 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

**Was sind Helden, warum haben sich einige von ihnen ins kollektive Gedächtnis eingebrannt, vor allem solche aus der Literatur wie Jeanne d'Arc, Robin Hood, Antigone oder Don Quichote?**

---

### **Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

---

### **Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

## **MANUSKRIFT**

### **Anmoderation:**

Mit dem Thema: „Europas fantastische Held\*innen – Eine literarische Spurensuche“.  
Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Der Präsident der Ukraine, Wolodymyr Selenskyi, ist ohne Zweifel ein moderner Held, der völlig zu Recht bewundert und respektiert wird. Er ist die Lichtgestalt – im Gegensatz zur Gestalt des Grauens und der Dunkelheit Wladimir Putin.

Bricht jetzt wieder eine Ära der Helden und Heldinnen an, eine Ära, in der nicht mehr das Mittelmaß, der Durchschnitt und das Mediokre dominieren, sondern die Ausnahme, das Außergewöhnliche, das moralisch Integre?

Was sind überhaupt Helden, warum haben sich einige von ihnen ins kollektive Gedächtnis eingebrannt, vor allem solche aus der Literatur wie Robin Hood, Antigone oder Don Quichote? Der Tübinger Literaturwissenschaftler Professor Jürgen Wertheimer präsentiert eine andere Kultur- und Ideengeschichte Europas, erzählt anhand fiktiver Helden und Heldinnen.

### **Jürgen Wertheimer:**

Erst gewann die Autorin Anne Weber mir ihrem eigentümlichen „Heldinnenepos“ in Versen überraschenderweise den renommierten Deutschen Buchpreis, wenig später schickt die Zeitgeistspürerin Doris Dörrie Ihre „Heldin auf Reisen“. Der geschmeidige Journalist Gabor Steingart listete bereits Ende 21 ein „Top 25 der Helden des Jahres“. Alles was gut und teuer ist, von den Frauen in Afghanistan bis zur weiß-russischen Aktivistin, von der BASF-Vorständin Saori Doubourg bis zur Edelfeder Juli Zeh, von der Tormaschine Robert Lewandowski bis zum RNA-Pionier Ugur Sahin firmierten alle plötzlich als „Helden“ und tauchten nicht etwa unter der Rubrik „Person des Jahres“ oder Shooting Star auf. Und nun, innerhalb der letzten Wochen, hat der neu entdeckte Heldenkult unter dem Druck des Ukraine Kriegs erheblich an Fahrt aufgenommen. Nicht nur wegen der geradezu archaisch-antik wirkenden Körpersprache der Klitschkow Brüder in Kampfmontur oder ihres draufgängerisch gewitzten mutigen Präsidenten im Schützengraben. Auch wir ehemals drögen Demokraten geraten allmählich in den Sog eines neoheroischen Fluidums.

Allein die historische Bundestagsdebatte vom 27.02.22, in dem alle Abgeordneten dem neuen Geist, der mit einem Ruck alle zu beseelen schien, in Standing Ovation huldigten, war ein Moment der besonderen Art. Plötzlich war da ein Hauch von revolutionärem Ballhauschwur im Saal. Wie elektrisiert riss es alle von den Sitzen und es schien nur mehr einen Willen zu geben. Für die gewohnte demokratische Debattenkultur ein höchst ungewöhnliches Verhalten. Vorbei die Zeiten postheroischer Nüchternheit, vorbei auch die Phase, in der man allenfalls naserümpfend von „Helden“ und wenn, dann sehr viel lieber von „Antihelden“ sprach. Aus Sicht der Medien wurde sogar der ob seiner zurückhaltenden Art bis dahin eher herablassend betrachtete Kanzler mit einem Mal, wenn noch nicht zum „Kriegs“- , so doch zum „Abschreckungskanzler“. Sein Finanzminister träumt gar schon wieder

vom stärksten Heer Europas. Es ist, als ob wir uns alle innerlich nach dem straffen Korsett der Heldenrolle gesehnt hätten.

Woher dieser plötzliche 180 Grad Umschwung kommt, darüber muss man nicht lange spekulieren: „Schicksalsgemeinschaften“ entstehen und gedeihen immer dann, wenn ein geeignetes, wirklich bedrohliches Feindbild, ein Bild von einem Feind, auf den Plan tritt. Putin und sein Angriffskrieg ist die ideale Folie für einen Auftritt dieser Art.

Ich will die Ernsthaftigkeit der neuen Rolle bestimmt nicht in Abrede stellen. Auch nicht an den damit verbundenen Gefühlen zweifeln. Nur in aller Bescheidenheit darauf hinweisen, dass es doch immer noch ein Heldentum aus der Komfortzone ist, auf das wir uns da einstellen. Heldentum mit Handbremse sozusagen. Wir bleiben aller Kampf- und Opferbereitschaft zum Trotz noch immer in der Zuschauerrolle und sollten nicht vergessen, dass wir nach der Friedensdemo wieder nach Hause gehen, die Heizung andrehen und Kaffee trinken können – in Moskau und Kiew sieht das ganz anders aus.

Höchste Zeit, dass wir wieder einen Gang zurückschalten und auf die wirklichen Helden, auch diejenigen, die nicht aus Fleisch und Blut, sondern nur aus Tinte und Papier sind, schauen. Und sei es, um nicht auf unsere eigenen Illusionen hereinzufallen.

Denn letztlich sind ja alle „Helden“ Fantasie-Produkte. Fiktionen, an denen wir uns orientieren, so als ob es echte Figuren wären. Und genau das ist hier meine Grundidee – dies halb vergessene „Erbe“ wieder ans Licht zu bringen und zu ordnen. Wenn man die Jahrhunderte im Schnelldurchlauf Revue passieren lässt und noch einmal all jenen Licht- und Schattengestalten begegnet, die einem „irgendwie“ bekannt vorkommen, denen es gelungen ist, sich über die Jahrhunderte hinweg im kollektiven Gedächtnis festzusetzen, lässt sich daraus vielleicht sogar eine andere Geschichte des Kontinents, ein spezifisches europäisches Profil ableiten. Eine Geschichte jenseits der üblichen Herrscherdaten und Epochenschwellen. Auch keine Ideengeschichte im üblichen Sinn. Vielmehr eine Art „menschlicher Komödie“ – bei Weitem nicht so umfassend und systematisch wie bei Balzac, aber doch aussagekräftig in Bezug auf das, was Europa ausmacht: Individualität, Autonomie und Diversität.

Von Antigone bis zu Mutter Courage, von Medea bis Macbeth spannt sich der Bogen unserer Fantasiehelden. Faust, Hamlet und Lear blieben ebenso im Netz unserer kollektiven Fantasien und Erinnerungen hängen wie Don Quichote, Don Juan, Parsifal und Jeanne d`Arc. Und so unterschiedliche Figuren wie Robin Hood, Sherlock Holmes, Wilhelm Tell, Zarathustra und Jesus, Macbeth und Hagen, Werther und Raskolnikow und Anna Karenina und Nora tauchen gleichfalls in diesem Reigen auf.

Früher gab es mal einen Katalog der Eigenschaften, die angeblich einen Helden ausmachen. Aristoteles nennt eine kuriose und auch ein wenig widersprüchliche Mixtur: „Hochmütig“, also dominant und ehrgeizig sollte ein Held sein. Er sollte aber auch bisweilen Pech haben und gravierende Fehler begehen. Irgendwann sollte ihm dennoch ein Licht aufgehen über das, was er eigentlich so treibt, und dennoch wird er wieder und wieder in schicksalshafte Fallen geraten, die ihm unser Mitgefühl

sichern. Also keine abgehobenen Siegertypen, sondern authentische menschliche Figuren, denen ein schwieriges Schicksal ins Gesicht geschrieben ist. Besondere Wertvorstellungen, an denen wir gerne Heldentypen festmachen, übermenschliche Stärke, Kraft oder Mut nennt Aristoteles übrigens nicht. Ihm kommt es mehr auf die Art und Weise an, wie einer oder eine das Leben meistert, Schiffbruch erleidet und dennoch als innerlich Gewachsener und Gefestigter aus dem Kampf herauskommt.

Keine Designerhelden aus der Retorte also, muskelbepackt und von monströser Willenskraft, sondern empfindliche, hochfahrende, mutige, eigensinnige und eigenwillige, nie jedoch engherzig dogmatische Individuen.

Sie hadern, widersprechen oder arrangieren sich, sie parodieren oder karikieren die pathetischen Gesten der Mächtigen, sie erstarren nicht im Prunk und Pomp ihrer eigenen Bedeutsamkeit, sondern verwenden ihre Energie aufs blanke Überleben und auf ihr Leben.

Alle diese genannten und vielen, hier nicht genannten Figuren, sind Teil unseres kollektiven Bewusstseins geworden, stehen für gewisse Werte, vor allem aber für eine Haltung. Auch für die Kompromisslosigkeit einer Haltung. Da ist eine Widerständigkeit, ein kritischer Widerspruchsgeist, der bis ans Äußerste geht und oft auch – siehe Jeanne, Werther, Effi Briest, Anna Karenina – den eigenen Tod nicht nur in Kauf nimmt, sondern sogar provoziert und gelegentlich auch inszeniert. Solchen Figuren sollte man ihr „Heldentum“ beileibe nicht absprechen – nur weil sie nicht wie Siegfried heroisch in der Gegend herumstehen und sich in Szene setzen.

Nehmen wir Antigone. Mit ihr fängt alles an. Unheimliche 2400 Jahre ist das jetzt her und immer noch steigt allabendlich – europaweit, weltweit – in irgendeinem Theater eine Schauspielerin auf die Bühne und spielt Antigone: Jung, couragiert, kompromisslos. Sie ist fast ein Synonym für großes Theater. Und für viele ein moralisches Vorbild – sie könnte die ältere Schwester von Sophie Scholl oder Graf Stauffenberg sein. So viel an Verehrung und Respekt ist gefährlich – schlimmstenfalls wird eine Figur von ihrem eigenen Mythos erdrückt. Oder zum Stoff von Leistungskursen und Oberseminaren. Aber Antigone ist keine Doktorandin, die ein Referat über Freiheit und Recht hält, sondern eine Figur, ein Mensch, der nicht anders kann, also aufs Ganze zu gehen. Und zudem ein Kind ihrer Zeit, des 5. Jahrhunderts vor Christus. Man merkt dem Stoff noch seine archaischen Wurzeln an, die Gesetze der unterirdischen Götter reichen in die Welt der Lebenden hinein. Vor den Mauern der Stadt liegt der Körper ihres toten Bruders. Sie will ihn beerdigen, zu den Eigenen zurückbringen. Man spürt dieses Verlangen, ihren Drang, den Gesetzen der Unterwelt, der Sippe, des Stamms oder Clans zu entsprechen. Kein leeres Ritual – eine innere Notwendigkeit bewegt sie.

All dies spürt man und doch ist es nicht das eigentliche Thema. Das eigentliche Thema ist: Welches Gesetz gilt? Das des Staates, der durchrationalisierten Ordnungsmacht, oder das Gesetz in ihr, Antigone.

Da treffen Menschen aufeinander, die so grundverschieden und doch so eng miteinander verbunden sind, wie dies nur in der Familie geschehen kann – ganz gleich, ob vor 2000 Jahren oder zwei Blocks weiter. Antigone und ihre Schwester Ismene sind solche Menschen. Zwei, die sich immer nur missverstehen können und die zugleich aneinanderkleben, sich aneinander abarbeiten. Emotional, auffahrend

die eine, eher passiv und zurückhaltend die andere. Die eine zieht an allen Strippen, brennt an allen Enden, die andere versucht, sich herauszuhalten und nicht aufzufallen. Trotz dieses wesensmäßigen Unterschieds sind beide ein eingespieltes Team. Jede kennt die andere. Die eine lauert. Die andere geht in die Falle. Ismene weiß, wie ihre Schwester tickt. „Du scheinst ein rotes Wort zu färben“, sagt sie. Man könnte auch sagen: „Du heckst etwas Blutiges, Gefährliches aus“. Und sie hat recht. Antigone geht volles Risiko – sie will den toten Bruder gegen den Befehl des Königs bestatten. Und nicht nur dies, sie setzt ihre Schwester mit diesem verwegenen Vorhaben gehörig unter Druck: „Machst Du mit? Ja oder Nein?“

Zugegeben, ich habe verkürzt – aber nur, um das Wesentliche zur Kenntlichkeit zu bringen. Denn wer sich Antigone als melancholisch verträumte, tiefäugige Schönheit vorstellt, hat nichts verstanden. Sie ist eine Draufgängerin, geht über Leichen (wie sich zeigen wird auch die eigene). Sie ist ein Sprengsatz für geordnete Systeme. Sie will den Ernstfall. Sie schafft den Ernstfall. Ist der Ernstfall. Sie ist die inkarnierte Belastungsprobe. Sie will das Herrschaftssystem im Kern treffen, es eliminieren. In diesem Stück aus unserer eigenen Vorgeschichte ist sie nahe daran, dies zu erreichen. Und plötzlich sind 2000 Jahre wie weggeschmolzen, wir fiebern, leiden, siegen mit ihr – oder gehen mit ihr unter.

Oder ist alles ganz anders – komplizierter und einfacher zugleich?

Neben der argumentationsstarken, selbstzerstörerischen Antigone steht von Beginn an eine ganz andere, fast gegensätzliche Figur auf der Bühne unseres Gedächtnisses: Medea.

Auch sie kennen wir seit mehr als 2000 Jahren. Statt scharfer Wortwechsel – gnadenlose Aktion. Kein Opfer – Täterin. Das Rachedrama „Medea“ führt die Dynamik dieses sich mehr und mehr steigernden, rauschhaften Triumphgefühls reiner, süchtiger Rache in aller Deutlichkeit vor. Am Anfang des Dramas erleben wir die ehemalige kaukasische Herrscherin im Schlepptau ihres treulosen Mannes Jason als gedemütigte, verratene Kreatur – am Ende einer Serie brutaler Rachemorde wird sie als strahlende Siegerin, im Vollbesitz all dessen, was man ihr aus ihrer Sicht raubte, gezeigt. Das eben von ihr selbst ermordete eigene Kind nachschleifend verkündet sie vom Dach des Palastes herab:

„Nun bin ich Königin, und Vater, Bruder  
Sind wieder mein ...  
Mein königliches Recht, ich hab es wieder  
... die Götter sind versöhnt.  
Getan ist die ungeheure Tat.“

Wenig später wird sie, um ihr „Rachewerk“ zu krönen und zu vollenden, auch ihr zweites Kind auf offener Szene in einem erschreckend gnadenlosen Showdown erstechen – letztlich alles nur, um ihren verräterischen Mann zu treffen:

Machen wir uns nichts vor, die heroisierende Darstellung der Täter zeigt es, – subkutan bewundern wie diejenigen, die wir moralisch ächten. Deshalb darf in der Kunst das Undenkbare dargestellt und der Triumph des Bösen wirkmächtig in Szene gesetzt werden. Die Stunde der wahren Empfindung, der Empfindung jenseits von

Gut und Böse, spielt im Theater, nicht in den Gesetzbüchern und philosophischen Traktaten.

Viele unserer Helden seither haben Blut an ihren Händen – bis hin zum unglückseligen Macbeth und seiner nicht weniger unglücklichen Lady. Und noch ein Raskolnikow in Dostojewskis „Verbrechen und Strafe“ wird töten: und wenn es nur aus philosophischem Interesse ist.

Freilich lässt sich zugleich feststellen, dass im Lauf der Jahrhunderte ein deutlicher Trend zu gewaltlosen Helden festzustellen ist. Nicht immer aus moralischen Motiven. Manche von ihnen sind sogar veritable Zyniker. Einer der bekanntesten Helden der Literatur, Hamlet, führt diesen inneren Widerstand analytisch vor.

Nach dem großen Monolog, in dem er sich ausmalt, was man alles mit sich und dem Leben anstellen könnte, wenn man nur nicht die bösen Träume und die eigenen monströsen Gedanken danach fürchten müsste, agiert er wie ein hochintelligenter autistischer Berserker. Erst stellt er seiner verhassten oder geliebten Mutter eine böse raffinierte theatralische „Mausefalle“, dann drangsaliert und beleidigt er die ihn wirklich liebende Ophelia aufs Größte und, schlimmer, Lustvollste. Als ob er dadurch seinen Vater, der in seiner Abwesenheit vermutlich tatsächlich umgebracht wurde, wieder lebendig machen könnte.

Shakespeare stellt einen völlig neuartigen Heldentypus auf die Bühne: Jedenfalls den ersten Akademiker aus gutem Hause – Student der neugegründeten lutherischen Uni Wittenberg. Zergrübelt und ausgebufft kommt er von seiner Alma Mater in das dänische Schloss seiner königlichen Eltern zurück – und findet sich in der häuslichen höfischen Schlangengrube um keinen Preis der Welt mehr zurecht. Ebenso wenig übrigens wie sein Zeitgenosse, Professor Faust, gleichfalls Uni Wittenberg, mit seiner bürgerlich-akademischen Welt nicht mehr zurechtkam. Und beide finden, dass die Welt „out of joint“, aus dem Gelenk gesprungen sei. Und sie das Recht hätten, sie auf ihre Art wieder „einzurenken“. Ob es ein ganzer Zufall ist, dass der Typus des skrupellosen elitären Besserwissers am Anfang der europäischen Moderne steht?

Es ist jedenfalls auffällig, dass deutsche Universitäten seinerzeit als Zentren intellektueller Hybridität in Erscheinung traten. Und dass die ihr entsprungenen Typen neue Maßstäbe setzten. Und trotz all ihrer Macken und charakterlichen Defekte zu Leitfiguren wurden. Aus dem Schwarzkünstler Faust machte man einen Giganten der Erkenntnis. Hamlet mutierte zur Inkarnation eines geheimnisvoll gebrochenen Helden-Symbols des romantischen Weltgefühls. Identifikations- und Abschreckungsfigur zugleich. Er scheint besessen vom Vorhaben, seinen Vater zu rächen. Und zugleich wie gelähmt, vor dieser Tat zurückzuschrecken. Er ist ein Spieler – hingerissen zwischen Rolle und Wirklichkeit. Sein Gehirn ist eine Reflexionsmaschine, die sich immer neue Schach- und Winkelzüge ausdenkt, um es sich und seinem Umfeld schwer zu machen.

Er braucht keine Handykamera, um Selfies von sich zu machen, sein narzisstisches Gehirn speichert jede seiner Regungen. Übrig bleibt ein gedanklich und emotional angekränkelt Wesen. Im besten Fall kann man diesen Zustand als empfindsame Melancholie beschreiben. Weniger positiv gesehen ist es eine Dokumentation des

Scheiterns. „Europäische Edelfäule“ hat Gottfried Benn diesen Zustand einmal genannt.

Vielleicht ist Hamlet nur deshalb zu einer Identifikationsfigur der Moderne geworden, weil er genau dieses Verlustgefühl darstellt. Ein Wesen, das die Geborgenheit theologischer Heilshorizonte endgültig verloren hat, aber noch kein neues politisches, philosophisches oder psychologisches Schneckenhaus gefunden hat, in das er nun kriechen könnte. Hamlet, das ist der ganz und gar unharmonische *Status quo* des Unvereinbaren. Ist der Nullpunkt eines Daseins jenseits der Systeme. Hamlet, das Prinzip Hamlet, das sind Identitätssplitter, mit denen ein Bewusstseinsartist spielt. Scharfe Splitter, an denen sich andere leicht verletzen können. Unmittelbar im Anschluss an den eingangs anzitierten Monolog wird die geliebte Ophelia zum Objekt von Angriffen: Wenig später bringt sie sich um. Ein Suizid, der für Hamlet wie eine emotionale Vitalspritze wirkt. Mutwillig springt er ins ausgehobene Grab und liefert sich dann mit dem Bruder der Toten einen vehementen Zweikampf. Eine irrwitzige Szene.

Als sehr „stolz, rachsüchtig, ehrgeizig und als ausgemachter Schurke“ beschreibt sich der Protagonist nicht ganz zu Unrecht selbst. Hamlet ist Provokateur und Spieler, vorzugsweise mit Menschen. Er ist sich in jedem Augenblick des Dramas seiner intellektuellen Überlegenheit bewusst – und genauso geht er mit seinem Umfeld um. Alles Komparsen seiner Regie. Er scheint sich nur in dem Maße noch zu spüren, als es ihm gelingt, seine Bedürfnisse, Emotionen, Affekte in Szene zu setzen zu können, in die Öffentlichkeit zu tragen. Er ist gezwungen, zum Ereignis zu werden und alle anderen um sich herum zu Statisten zu degradieren. Auch Gefühle sind Inszenierungen. Tiefe Trauer. Schiere Verzweiflung – alles Spielmaterial für die interne Schauspielschule des Lebens – diesseits und jenseits der Bühne.

Die Entdeckung der Gefühlsmaske leitet einen Umwertungsprozess im großen Stil ein. Der Mensch ist nicht mehr Opfer seiner Empfindungen – er ist ihr, fast wäre man versucht zu sagen, „faustischer“ Schöpfer und oberster Spielleiter. Vermummte Gefühle hinter Masken, synthetisch hergestelltes Empfinden. Wir sind im Zeitalter der künstlichen Produktion und Reproduktion dessen, was man bisher als gottgegeben oder triebgesteuert gefürchtet oder verurteilt hatte. Es ist ein großer Irrtum anzunehmen, Hamlet wäre fünf Akte lang unfähig, Rache für den Tod seines Vaters zu nehmen. Er lässt viel mehr eine Gelegenheit nach der anderen ungenutzt verstreichen, um das Spiel zu verlängern und den Genuss am Leiden seiner Umwelt künstlich zu zerdehnen.

Diese Tendenz zu Reflexion und Zynismus, zum Aushöhlen der Moral, gepaart mit Dominanzgebaren lässt sich im weiteren Verlauf der Geschichte flächendeckend feststellen. Selbst die scheinbar heile Welt der Schweiz ist davon nicht ausgenommen. Wilhelm Tell, ein später Nachfahre des aus dem Mittelalter tradierten Robin Hood, beweist es. Robin ist eine heroische Erfindung wie aus dem Bilderbuch. Etwas wie ihn müsste man erfinden. Und man hat ihn ja auch erfunden. Nicht nur einmal, sondern tausendfach: Dutzende von Chroniken, Balladen, Theaterstücken, Verfilmungen, Spielen berichten von seinen Taten. Untaten? Fehlanzeige. Dennoch kein klischeehafter Strahlemann in glänzender Rüstung, sondern ein tarnfarbener Outcast und Underdog.

Robin Hood – das ist der Phänotyp unserer Träume und das ideale Heilmittel gegen unsere Albträume. Einer, der aus dem Nichts auftaucht und Bedrängten und Bedrohten nicht nur zur Seite steht, sondern sie rettet. Der Autokraten, Tyrannen, Gewalttätern und brutalen Sadisten wie dem ominösen „Sheriff von Sherwood“ in die Parade fährt. Korrupte, besitzgierige und erbarmungslose Kirchenfürsten und Äbte um ihre Pfründe erleichtert und den Überschuss an Arme und Bedürftige verteilt. Das Ganze nicht mit Heiligenschein einer männlichen Mutter Theresa oder gewaltfrei wie Ghandi, sondern wenn's sein muss militant. Und es muss sehr oft sein. Denn seine Feinde sind in der Wahl ihrer Mittel alles andere als zimperlich – und gegen Gewalt hilft im Ernstfall – wir lernen dies in diesen Tagen im Crashkurs – eben doch nur Gegengewalt. Und zusammen mit all den anderen bilden sie einen repräsentativen Ausschnitt des weniger privilegierten und sogar geächteten Teils der Gesellschaft: darunter Wilddiebe, entsprungene Kleriker, brotlos gewordene Handwerker, ehemalige Soldaten, Spieler, Kleinkriminelle mit einem guten Herzen. Manche waren auf die schiefe Bahn geraten, finden aber in Robin und der Gruppe neuen Halt.

Soweit das Vorspiel. Aber was wird daraus in der Moderne, wenn man die deutsche Klassik zur Moderne rechnen will? Ein Wilhelm Tell, fast verschüttet von ideologischen Felsbrocken. Wie unbefangen und frisch war doch alles beim mittelalterlichen Robin. Und wie verkopft und ichbezogen kommt das nun bei Schiller daher.

Von wegen Gruppenwesen oder Gemeinschaftsstifter. Schillers Tell ist weder zahmer Repräsentant des Guten noch hilfreicher Gemeinschaftsstifter, sondern unbedingter, risikofreudiger Einzelgänger. Mit dem, was das politische Umfeld bewegt, will er erstaunlicherweise nichts zu tun haben. Gemäß dem Motto:

"Der Starke ist am mächtigsten *allein*.  
Doch *was ihr tut, laßt mich aus eurem Rat*" (1.3)

geht er seinen Weg. Ihm geht es um etwas völlig anderes als idealistischen republikanischen Gesinnungsfreunden. Er verfolgt einen ganz und gar anderen Plan. Er will das Duell mit dem Tyrannen, mit dem grausamen Landvogt Gessler. Tell ist nur süchtig nach sich und seinen Gefühlen. Warnungen werden weggewischt. Tell sucht die Provokation, halb vorsätzlich, halb aus Unbedachtheit. Mit dem Sohn an der Hand geht er gezielt den riskanten Weg.

Geßlergruß und Apfelschuss sind zu Unrecht zur Folkloreepisode geworden. Offenbar hat man den Duellcharakter, das High-Noon-Artige nicht wirklich wahrgenommen? Eine Geschichte zwischen zwei Menschen, zwischen zwei Männern, deren "Fight" zum politischen Symbol gemacht wird. Der Mord an Geßler bleibt vorsätzlicher Mord, geschieht nicht im Affekt, sondern mit nachgeschobener Legitimation.

Tell verfährt als Einzelgänger und Einzeltäter. Die Attacke des Jägers erfolgt aus dem Hinterhalt und wirkt dennoch wie der Vollzug einer imaginären „volonté générale“ oder göttlicher Gerechtigkeit. Ein erstaunlicher Vorgang. Ein risikofreudiger Einzelgänger verwandelt sich in einen Volkshelden. Ein fahrlässiger Spieler wird zur nationalen Leitfigur gemacht.



Diese wenigen Beispiele müssen zunächst genügen, um daraus zwei Vermutungen, zwei Thesen abzuleiten.

Europa ist längst in ein Stadium eingetreten, das man weder mit den unzulänglichen Begriffen der „Postheroischen“ noch eines eventuellen „Neoheroischen“ hinreichend beschreiben kann. Wir aktivieren Heldenrollen vielmehr nach Bedarf und verfügen zitierend über sie wie routinierte Spieler. Stimulantien, die wir halbironisch anspielen, ernst nehmen und im nächsten Moment ad acta legen.

Und: Im Grunde sind wir sehr empfindlich geworden. Lineares, eindimensionales Handeln ist unsere Sache nicht. Wir sezieren jeden unserer Gedanken und Impulse, ehe wir ihn in die Welt entlassen. Das muss nicht unbedingt ein Zeichen von Schwäche sein. Jedenfalls sollten wir nicht unbedingt Helden spielen wollen und uns etwas vormachen. Dem Druck, den solch eine Rolle aufbaut und fordert, sind wir längst nicht mehr gewachsen, wenn es hart auf hart kommt. Wenn es hart auf hart kommt, schrecken wir vor der letzten Konsequenz zurück. Und auch dies muss nicht nur ein Nachteil sein.

\*\*\*\*\*